

(Nachdruck verboten.)

87]

Die Fankare.

Roman von Fritz Mauthner.

In der Absicht, in ein gleichgültiges Gespräch einzulinken, fragte Bode mit möglichst neugieriger Stimme, was Johanna denn gerade jetzt abzuschreiben habe.

Das hatte er aber schlecht gemacht; er mußte die empfindlichste Stelle getroffen haben, denn Johanna schaute ihn erst eine Weile mit zuckenden Lippen an, versuchte, sich zu zwingen, und sprang dann, als es ihr nicht gelang, plötzlich auf, um fortzuweichen. Als sie dabei jedoch die Zähne auseinander brachte, bloß um auf Wiedersehen zu sagen, da war es mit ihrer Kraft vorbei, sie sank auf den Stuhl zurück und ergab sich drein, fassunglos wie vor dem Grabe des Kindes zu weinen. Bode saß daneben, ohne auch nur ihre Hand zu berühren; aber mit so echtem Mitgefühl blickte er sie aus seinen Augen an und so herzlich wiederholte er immer wieder: „Mein armes, gutes Fräulein!“ daß ihr Stolz endlich verging und sie freiwillig weitersprach.

Sie hatte nichts davon gewußt, daß Richard Mettmann, ihr Jugendfreund, eine ganze große Oper geschrieben habe, und diese große Oper habe man ihr jetzt ins Haus geschickt, nicht als freundliche Ueberraschung, nicht als Entschuldigung für das lange Schweigen, sondern als Wohlthat, zum Abschreiben, und nicht einmal er selbst habe ihr geschrieben, sondern eine Frau, eine reiche Frau, welche gerippte, parfümierte Briefbogen besitze und einen reich gekleideten Diener, und die Richard Mettmanns Braut sein müsse.

Bei den letzten Worten vergaß Bode vollständig, daß ihn nur Johanna's Herzenssachen angingen und daß ihn die reiche Welt des Tiergartenviertels gar nicht kümmerte; er mußte an sich halten, mit der geballten Faust nur leise auf den Tisch trommeln und nur mit gedämpfter Stimme rufen: „Die schöne Leontine? Frau Leontine Peterfen?“

„Das war ihr Name,“ flüsterte Johanna ängstlich.

„So habe ich mich wieder in einem Menschen getäuscht!“ rief Bode traurig. „Dieser junge Mettmann gefiel mir so gut, was hatte ich für Pläne mit ihm! Sein moderner Marquis Posa wollte ich werden, den Infanten, den gut gearteten Sohn des Philipp Mettmann wollte ich zur Freude des Menschengeschlechts heranbilden und einst Arm in Arm mit ihm wenigstens ein Jahrzehnt in die Schranken fordern; er sollte dann die „Fankare“ übernehmen und wir hätten daraus das Musterbild einer Zeitung geschaffen. Es ist vorbei, Mettmann junior ist nicht weit vom Stamme gefallen, lassen wir ihn ruhen, es ist heute mein Totentag.“

„Was ist mit dieser Frau? fragte Johanna mit zitternder Stimme.

„Nichts für Ihre Ohren, Fräulein Johanna!“ sprach Bode leise, aber heftig. „Wenn Richard Lust hat, der dritte Mann dieses schönen, hohlen, verbrecherischen, leibhaftigen Egoismus zu werden, wir wollen ihn nicht stören; es wird etwas über drei Jahre her sein, da war sie der Skandal der Stadt.“

„Da war Richard schon in England,“ flüsterte Johanna. „Solche Geschichten erfährt man auch in England. Es lebte hier ein braver Klavierlehrer, der hatte ein Kind und eine Frau, die Frau war die schöne Leontine. Die Frau des Klavierlehrers war die Geliebte eines Börsenjobbers; dessen Gattin ertappte das Pärchen auf einer Spazierfahrt und stürzte sich auf der Stelle ins Wasser. Ist das nicht eine andere Geschichte? Es thut mir leid, wenn es Sie beleidigt.“

Johanna schlug die Hände vors Gesicht. Bode fuhr in schneidendem Tone fort:

„In dem Scheidungsprozeß der schönen Leontine ist das Schlimmste unterdrückt worden; der Klavierlehrer ist nach seiner Heimat zurückgekehrt und dort in Oestreich verschollen, das Kind ist gestorben. Herr Richard Mettmann wird keinen Stiefsohn in der Welt finden. Aber das Tollste wissen Sie noch nicht; der Kommerzienrat Peterfen, dessen Witwe die schöne Leontine jetzt ist, war der Vater der armen Frau, die sich um der schönen Leontine willen den Tod gab.“

Johanna hielt das Gesicht immer noch in ihre Hände gestützt. Kaum hörbar sprach sie, wie zu sich selber:

„Ist denn so etwas möglich?“

„Nein, möglich ist es nicht,“ rief Bode, „aber es ist Wirklichkeit! Und die Welt vergeißt es, der Mantel der christlichen Liebe ist noch vorhanden; aber er ist teuer geworden, nur für die Reichen ist er noch zu haben.“

Da erhob sich Johanna, ließ die Arme sinken und sagte mit festem Blicke:

„Das weiß Richard nicht, das kann er nicht wissen, man hat ihn betrogen; ich will ja nichts für mich, aber retten Sie ihn vor sich selber, sagen Sie ihm dies alles!“

Bode spitzte die Lippen, als wollte er pfeifen; dann machte er plötzlich ein sehr einfältiges Gesicht und fragte Johanna, ob er sie nach Hause begleiten dürfe; sie mühte sich heute ihrem Bruder widmen, er selbst habe auf der Redaktion zu thun. Frau Bolzki werde die Kranke schon ganz vortrefflich pflegen.

Und bald darauf gingen sie zusammen über die verwahrlosten Bauplätze an der Potsdamer Bahn der nahen Alvenslebenstraße zu. Bode war über Johanna's Liebe zu Richard, die sich plötzlich so frei offenbarte, sehr erschrocken; er wagte es nicht, mit ihr länger allein zu sein, er wollte nicht durch ein unbedachtes Wort ihre Hoffnungen neu beleben.

Johanna hatte schon zu viel gesagt und zog sich ängstlich zurück; von tiefen Empfindungen war auf dem Wege nicht mehr die Rede, sie erzählte nur, Achim habe mit der Mutter allein sein und dann wichtige Gänge in der Stadt machen wollen, sie werde zu Hause sicherlich noch nicht erwartet.

Vor dem Echtehause der Alvenslebenstraße wollten sie sich trennen, als Bode plötzlich wieder in herzlichem Tone sagte:

„Ich möchte Ihnen einen Rat geben, liebes Fräulein. Schicken Sie die Opernpartitur auf der Stelle an Frau Kommerzienrat Peterfen zurück! Die Form der Absage werden Sie ja leicht finden, Ihre Augen, Ihr Bruder; nur fort damit, die Arbeit wäre Gift für Sie!“

Mit einem stummen Händedruck und entschlossenem Kopfnicken verließ ihn Johanna.

Als Bode die Straße längs der Bahn weiter verfolgte, hatte er auf einmal alles zulezt Erlebte vergessen. Die Krankheit seines Weibs, den Grabhügel des eignen Kindes, das er nicht gekannt hatte, den Kummer seiner Freundin und gar die Zahnenstucht Richard Mettmanns, alles verdrängte die neue Lust, nach so langer Haft unbehindert da und dorthin gehen zu können, freie Menschen zu sehen, selber frei zu sein, und mit den Augen die Bahnzüge zu verfolgen, die sich hastig in die weite Freiheit hinausstürzten. Dann freute es ihn, wieder in die Hauptstraße einzubiegen und sich behaglich von dem Leben der Großstadt hin und her stoßen zu lassen; erst vor der Druckeret der „Fankare“ kam er wieder zur Besinnung, die Last fiel wieder auf ihn nieder. Er hatte in scheinbarer Freiheit doch nur die Richtung nach einem andern Gefängnisse genommen; so wie er tiefen vielleicht auch all die andern Leute in unsichtbaren Ketten durch die Stadt, wie auch den Eisenbahnzügen zwischen eisernen Schienen der Weg der Freiheit gewiesen war.

In den Redaktionsräumen wurde Bode von einigen alten Mitarbeitern mit gemüthlichen Glückwünschen begrüßt, man hatte ihn heute noch nicht erwartet; er sah einige fremde Gesichter, doch bevor er nach diesem oder jenem fragte, wollte er sich dem Verleger vorstellen.

Herr Mettmann reichte ihm mit ungewohntem Wohlwollen und mit sichtbarer Verlegenheit die Hand; er war der einzige, der von den Vorgängen im Bodeschen Hause zu wissen schien, denn er uthete nur mit dem Kopfe, als sein Redacteur den Grund andeutete, weshalb er schon jetzt das Gefängnis verlassen hatte.

„Ihre Frau hat Sie aus Pibgensee holen lassen?“ fragte er laut.

„Ja,“ antwortete Bode kurz, da er keine Lust hatte, hier über seine heimlichsten Beziehungen zu sprechen; er fragte den Verleger beiläufig, ob derselbe über ihr letztes Gespräch nachgedacht und eine Entscheidung im Sinne von Bodes Forderungen getroffen habe, und er wußte nicht, ob ihn Mettmanns Antwort mehr erfreute oder überraschte.

Die neu gewonnenen Kräfte und der Ton des Platts

würden den Herrn Doktor überzeugen, daß seine Absichten den Sieg davongetragen hätten; es werde alles geschehen, um dem Blatte die erste Stellung erringen zu helfen.

Mit Bode sei der Verleger sehr zufrieden, seine Beiträge aus dem Gefängnisse wären Meisterstücke gewesen, er habe sich's ja was kosten lassen, aber er würde sich weiter dankbar zeigen.

„Und mein Sohn ist ganz Ihrer Ansicht; ich war anfangs ärgerlich darüber, daß Sie mir ihn mit Ihrer Bücherweisheit ansteckten, aber nun haben Sie mich selber angesteckt. Sie haben jede Vollmacht; das Redaktionelle überlasse ich Ihnen mit vollem Vertrauen, ich wünsche sogar, daß Sie Ihr Programm ausführen, nichts soll mir zu feuer sein, Sie werden mich böse machen, wenn etwas Gutes anderswo erscheint als bei uns.“

Bode kehrte ganz verwirrt in sein Zimmer zurück; er hat seine Stellvertreter, alle Geschäfte einstweilen weiterzuführen, er selbst müsse sich erst wieder in alles einfinden.

Man legte ihm auf seinen verstaubten Arbeitstisch sämtliche Nummern der „Fausare“, welche seit dem Beginn der Strafzeit erschienen waren; dazu brachte ihm der vertretende Redacteur einen Brief, welchen die Geldmänner des neuen Opernhauses über Gottlieb Nettmanns Kopf hinweg an die Leitung der Zeitung gerichtet hatten. Man teilte darin Abschriften von Urteilen der ersten Berliner Musik-Autoritäten mit, nach denen Fata Morgana eine Dilettanten-Arbeit war. Man hat die Redaktion, alle Reklamen für das Werk Richard Nettmanns einzustellen, weil es nun fraglich geworden sei, ob das neue Unternehmen doch eine zweite Oper werden könnte. Nur der Ausschau von Gaffner-Bier blieb über jeden Zweifel erhaben.

Offenbar hatte man sich an die Zeitung gewandt, um Nettmann zu einer Aeußerung zu zwingen. Bode sollte seinem Stellvertreter einen Rat erteilen; er legte das Schreiben einstweilen beiseite und wandte sich dem Blatte zu. Ob ein besonderes wichtiges Ereignis stattgefunden habe, fragte er den Kollegen.

„Es hat hier Revolution gegeben,“ sagte dieser verdrießlich; „zuerst, gleich zu Beginn Ihrer Gast, kam die Böbelherrschaft mit Herrn Pinius an der Spitze; dann plötzlich, seit dem ersten Januar, erhob sich die Aristokratie, auch Adelserrschaft genannt, auch diese jedoch mit einem leichten Schuß Pinius.“

„Und Sie?“ fragte Bode ziemlich scharf. Der verantwortliche Redacteur zuckte die Achseln und ließ Bode allein. Dieser las aufmerksam Spalte für Spalte die veralteten Nummern seines Blatts durch; nur die politischen Artikel, die aus andren Blättern übernommen waren, überschlug er, ebenso die Reklamen und Anzeigen, für welche die Redaktion keine Verantwortung übernahm.

Bei dem ersten Beitrage, der die Unterschrift M. P. trug, stuchte er; es war der Bericht über die Winterausstellung, und Bode konnte sich eines hänglichen Gefühls nicht erwehren. Als ob Düsselhofs Bild, welches in seinem Wohnhause entstanden war, ihn auch sonst noch etwas anging! Doch er hatte keine Zeit, an Düsselhof zu denken; der abscheuliche Ton, den Moritz Pinius von hier ab in das Blatt gebracht hatte, empörte ihn zu sehr, nur mit Widerstreben arbeitete er sich durch den Schmutz der Lokalnotizen und der Kunstnachrichten hindurch; ironisch lächelte er vor sich hin, wenn fast in jeder Nummer die Oper Richard Nettmanns in irgend einer Weise genannt oder auch nur einer der Künstler gerühmt war, der darin beschäftigt werden sollte.

Es war beinahe drei Uhr, als Bode auch die starke Weichnachtsnummer hinter sich hatte; immer höher stieg seine Enttäuschung über den Einfluß des Herrn Pinius, aber immer ungeduldiger wurde er auch, den neuen Geist kennen zu lernen, und mit plötzlichem Entschluß schlug er alle Blätter bis zum ersten Januar um, damit er endlich erfuhr, welche neue Form jetzt beliebt wurde; er flog mit den Augen über den Neujahrsartikel, den er selbst geschrieben hatte, verschob dann das Lesen eines italienischen Briefes im Feuilleton auf später; er wollte vor allem wissen, ob die kleinen Notizen wirklich von dem unsaubern Geist gereinigt waren, da fiel sein Blick auf den Aufsatz über „die armen Mädchen vom Abel“; auch hier war ein fettes M. P. unterzeichnet. Er las Zeile für Zeile prüfend durch, als wollte er Charakter und Absicht des Verfassers untersuchen; als er zu den Zeilen über Fräulein von S. gelangt war, stockte sein Atem und erbleichend stand er auf.

(Fortsetzung folgt.)

Madam Eliassens Widerwärtigkeiten.

Von Peter Egge. Deutsch von Adele Neustädter.

Auf dem Berge, 2. Juni.

Meine liebe Agnete, unvergeßliche Tochter!

Drei Monate sind verstrichen, seit Du Deine Kinderheimat verlassen hast, wo Dein seliger Vater vor 15 Jahren starb. Du hast jetzt in einem fremden Weltteil am eignen Herde Fuß gefaßt. Und Du hast einen tüchtigen Mann bekommen, was nicht zu verachten ist, denn dies ist hier im Leben das schönste Los jeder ehrbaren Frau. Ich sitze hier wieder allein und empfinde es zumeist, wenn die Nacht mit ihrer Stille kommt, wenn niemand mehr nach Brause-Simonade und Mineralwasser fragt und niemand die Rolle benuzt. Ich kimmere mich nämlich nicht 'nen Deut um dieses alberne Geschwätz, womit dieser Claus Larsen mir netlich auf die Wade rüttelt und sagte, ich sollte doch einen kleinen Laden in der Hütte einrichten und Zucker und Kaffee und vieles andre im Laden führen, wobei dabei mehr zu verdienen sei. Brause-Simonade und Mineralwasser habe ich gehabt, sagte ich, seit mein Vater gestorben ist, samt dem Gleichplatz und der Rollbude, und es ist mir gut bekommen, und dabei bleib's auch, sagte ich. Mag er doch herumgehen und sich ärgern, daß er knecht im Krankenhaus ist, was freilich für einen Mann in seinem Alter keine Stellung ist; denn er taugt wohl zu nichts andern, als bei Madam Karlsen zu rollen und mit ihr zu klatschen; aber in meinen Lebensunterhalt soll er sich nicht mischen; das habe ich ihm freilich nicht gesagt, sondern dachte es still für mich. Und jetzt geht die Brause-Simonade noch mehr, als wie Du zu Hause warst, weil sie jetzt über einen niederen Wald oben auf dem Berge noch mehr brennt, als zur Zeit, da Du in Deiner Kinderheimat lebtest. Niemand kann eine Meinung haben, wie dies eiden wird; denn nicht nur Gärten entstehen, sondern auch Willen, wie sie es nennen, mit großen Fenstern, und feine Leute wohnen den Sommer und Winter hindurch darin. Selters geht auch mehr ab, wird aber nicht sofort getrunken, weil es lieber von den feinen Leuten geholt wird. Zwei der Willen, die fast gebaut waren, als Du zu Hause warst, sind jetzt fertig und von Leuten bewohnt; aber nie im Leben wirst Du raten, wer in die eine gezogen ist, wenn ich es Dir nicht erzähle. Ja, die Tochter von Pastor Bang, der mich eingeeignet hat, und der mich bei sich dienen ließ und für mich und die andern Mädchen Abendschule hielt, weil er Grundtorigianer und durch seine Gelehrsamkeit nicht aufgegeben war, wie die andern, die einen armen Diensthoben nicht zu sehen scheinen, besonders wenn er dem weiblichen Geschlecht angehört. Ihn allein hast Du es zu danken, daß Du in Deiner Kindheit in den Ferien auf dem Lande Briefe von mir bekamst, die Dir meine Widerwärtigkeiten berichteten; denn er hielt viel auf die launere und reine Muttersprache und sagte, ihr Klang sei so himmlisch, wie das Blau der Welle. Aber das habe ich Dir ja früher schon erzählt. Aber jetzt sollst Du wissen, daß seine Tochter bei mir rollt und mit mir von den längst verschwundenen Tagen der Kindheit spricht, als ich bei ihren Eltern diente, die jetzt leider im Grabe ruhen. Sie ist mit dem Obergerichtsanwalt Ingeman verheiratet und hat viele Kinder, und wir verbringen viele gemüthliche Stunden zusammen, was Madam Karlsen sehr ärgert, was kein Wunder ist, da ihre Rolle ungleich ist und für brave Leute nichts taugt, die ihre Wäde schön und nicht verflüßt haben wollen. Aber am weitendsten ist sie, glaube ich, über meinen feinen Verkehr, den sie nicht bekommen kann, weil sie keine Bildung hat, wie Du ja weißt, da sie ein so gemeines Wort gegen mich gebrauchte, daß ich nicht einmal das Papier mit beschmierem will, als wir damals auf dem Berg aneinander gerieten, weil sie behauptete, ich hätte schlecht über ihre Rolle gesprochen. Und sie gukt mir nach, wenn ich den Berg hinunter gehe, aber damals nicht, als ich mit der freumblichen Frau des Obergerichtsanwalts ging, was ja zu erwarten war, mir aber ganz gleichgültig ist.

Mein Brief wird lang, was aber natürlich ist, weil ich einige Tage in den kurzen Freistunden, wo ich von meinen Geschäften loskommen konnte, daran geschrieben habe, denn ich dachte mir, es sei gut, wenn Du wüßtest, daß die vertauselte Madam Karlsen genau so ist, wie sie war, und um kein Haar besser geworden ist. Und ich wollte auch, daß Du hören solltest, daß die Leute mich fragen, wie es Dir in Deiner Ehe ergeht. Deshalb mußt Du aber mehr als bisher schreiben, da Du mir nur einen Brief geschrieben hast, damit ich ihnen etwas antworten kann, wenn sie fragen, was oft vorkommt. Und sowohl Damen als Fräulein, und Madams und Jungfern fragen und alle, wovon Du es am wenigsten erwartest hättest, die sich nie um Dich bekümmert haben, als Du in der Kinderheimat warst; aber damals haitest Du auch noch nicht einen solchen Mann bekommen, wie niemand auf dem Berge aus Reid sich hätte träumen lassen.

Heute war Claus Ludwigsen bei mir in der Hütte, während ich diesen Brief zur Seite legte, den ich an Dich, meine Tochter, schrieb. Gerade jetzt ist er fortgegangen, worüber ich sehr froh bin; denn Claus Ludwigsen ist wahrhaftig besser geworden, als er seither war, was ich ihm, und Madam Karlsen wohl, auch nicht zugetraut hätte; aber jetzt hat deren Freundschaft mit ihm ein Ende. Madam Eliassen, sagte er heute abend, seht Ihr jemals, daß ich einen Blick in die

Gegend rüchle, wo Madam Karlsen geht, sagte er, so können Sie mich den größten Schabial von der Welt nennen. Wenn sie mir am Fenster klopf, daß es entzwei geht, so kimmert es mich wenig, sagte er, und würde Madam Karlsen jemals krank, sagte er, von mir würde sie nie ins Krankenhaus gefahren, sagte er, obgleich es meine Pflicht ist und ich dafür bezahlt werde. Claus Ludwigen, sagte ich, endlich hat das Gute in Euch gesiegt, sagte ich. Endlich benehmt Ihr Euch wie ein Mann. Ihr seid zu gut gewesen, um bei Madam Karlsen zu rollen und in Eurer Freistunde für sie Holz zu hacken und ihr Gewäsch über Gott und alle Welt anzuhören. Wollt Ihr bei mir Feiersundarbeit haben, sagte ich, es liegt kein Grund vorhanden, daß Ihr dadurch beeinträchtigt werdet, sagte ich. Ich weiß wohl, daß Ihr nicht der Mann seid, der es nötig hat, denn Ihr habt ja Geld auf der Bank oder im Kasten liegen, wie man sagt, fuhr ich fort, aber ich weiß auch, daß Ihr Umgang mit gebildeten Menschen haben müßt, und Eure Freistunden, was auch billig ist, ausfüllen müßt, da Ihr eine einzelne Mannsperion seid. Aber ich sagte ihm auch, daß ich mich nicht darauf einlassen dürfe, einen Laden einzurichten, und Zucker und Kaffee usw. einzuführen, wovon er zu reden begann, da ich an solchen Kram nicht gewöhnt sei, wenn ich auch an ihm Hilfe fände, da er in früherer Zeit, ehe er ins Krankenhaus kam, in großen Handelsgeschäft war, und da er zuverlässig und arbeitsam ist, wofür ich ihn übrigens immer gehalten habe.

Jetzt brennen meine Augen, und ich muß schließen, und jetzt habe ich Dir auch meine Widerwärtigkeiten geschildert, die mich seit Deiner Abreise trafen. Du mußt Deinen Mann grüßen, und Du mußt bald schreiben. Aber am meisten grüßt Dich Deine

teure Mutter.

Auf dem Berge. 24. November.

Meine liebe Agnete,
unvergeßliche Tochter!

Zwei Monate sind verstrichen, seit ich Deinen Brief erhielt, wofür ich Dir danken muß. Was können wir Menschen wissen? Nichts im voraus. Aber laß mich endlich in richtiger Reihenfolge erzählen und mit dem Anfang beginnen.

Noch ist es, wie ich Dir sagen muß, kaum acht Tage her, seit ich von einem langen und schmerzhaften Krankenlager aufstand, weil ich mir den Fuß gebrochen habe, als ich vom Berge herunterkam und gerade an Madame Karlenss Hütte umschlug, weil sie keinen Sand gestreut hatte, wozu sie niemand zwingen könnte, sagte sie, und sie den Weg nicht für Leute zu eben brauche, die Weine zum Gehen hätten. Und die Leute sammelten sich um mich herum, während ich halb betäubt lag und berührten mich nicht, weil es weh that und das Wein nicht zu gebrauchen war. Aber Madam Karlsen schimpfte drauf los, ich brauche ja nicht auf die Straße zu gehen, wenn der Weg so glatt sei, da ich so alt wäre, sagte sie; aber Du verstehst wohl, daß sie es mir aus Bosheit und Stichelei gegen mich sagte, wo ich doch erst 55 Jahre alt und, Gott sei Dank, stets stink und rüchrig bin. Aber viel habe ich durchmachen müssen, bis ich wieder so weit hergestellt war; denn erst wurde ich von drei Männern nach Hause getragen, und später kam Claus Ludwigen mit dem Krankenhausswagen, so daß ich, mich vor Schmerzen krümmend, nach dem Krankenhaus gefahren wurde, und dort war mein lieber Claus über alle Maßen aufopfernd. Nie kann ich mich glücklich genug preisen, daß Claus am Krankenhaus angestellt war, denn es ist nicht sehr behaglich, unter Schmerzen von fremden Händen behandelt zu werden. Aber in wie vieles müssen wir verstrüppelte Geschöpfe uns in der Welt finden? Jetzt fühle ich recht, was vereinsamter Stand und Dasein zu bedeuten haben, und daß es für Menschen nicht gut ist, allein zu sein, ohne einen Mann, und nur eine Tochter zu haben, die verheiratet und nach Amerika gereist ist. Außer Doktor L yng behandelten mich viel fremde Hände, weil mehrere Kandidaten dort sind, die am Krankenhaus lernen wollen, und mehr als einmal erötete ich schamerfüllt, wie es mir nicht passiert ist, seitdem ich ein junges Mädchen war; es kam ja auch nichts vor, worüber ich mich zu schämen hatte, nachdem ich mich verheiratet und Witwe geworden war. Ohne Claus Ludwigen hätte ich unmöglich die sieben Schmerzenswochen aushalten können, wo ich, so gut wie die ganze Zeit über, mit dem Fuß eingeschient liegen mußte, was schlimmer als ein Wochenbett war. Aber Claus kam und setzte sich zu mir, wenn er Zeit und Erlaubnis hatte. Du kannst es glauben, wie fonderbar und wunderbar mir zu Mute wurde, als er zu mir kam und mich so schön bat, ob er nicht nur zwei Abende bei Madam Karlsen rollen dürfe, nur um der Einnahme willen, die man doch gut mitnehmen könne, meinte er. Aber dann würde es auch nie mehr vorkommen, denn jetzt werden Sie ja bald gesund, Madam Klassen, und dann rollt die Rolle wieder. Und ich weinte, als ich ja sagte — Gott verzeih mir meine Sünde —; denn ich wollte ja seinem Unterhalt nicht im Wege stehen, da er ja über die besten Jahre hinaus ist. Ja, ich weiß nicht, wie ich ihm für all die Güte danken soll, die er mir erwiesen hat; denn es ging mir so schlecht, obgleich Doktor L yng so freundlich war, wenn auch nicht so rüchsigsvoll, wie es einer Frau gegenüber wünschenswert wäre, wenn er zum Beispiel wollte, daß ich aus dem Bette steigen und auf und ab gehen sollte, während die Kandidaten zusahen. Aber sie mußten wohl sehen, ob ich gerade auftreten könnte, und deshalb durfte ich nur das Hemd anhaben. Es war eine unvergeßliche Schmerzensstunde, und ich brach in

Thränen aus und sagte, daß ich nicht einmal den Fuß anstippen, viel weniger gehen oder stehen könne; aber da nahm mich der eine Kandidat unter einen Arm und der andre Kandidat unter den andern, und so gingen wir, ich jedoch in so großer Betrübniß und so großer Scham, daß es wohl die gräßlichste Stunde meines Lebens war, weil ich ja nur das Hemd auf mir hatte.

Aber Doktor L yng sagte, daß wir alle so ungefähr vor unsrem Herrn gleich seien, und das war ja ein Trost, besonders, als er sagte, das gebrochene Bein sei jetzt gerader wie das andre. Und noch habe ich einen großen Trost, den ich allein empfand, nämlich, daß Claus mich nicht sah, als ich auf und ab ging.

Unvergeßliche Tochter Agnete, zum Schluß habe ich Dir noch das Beste zu erzählen, was ich jetzt offenbaren will, denn ich habe mir vorgenommen, Dir meine Widerwärtigkeiten der Reihe nach zu erzählen, so daß ich mit der letzten nicht zuerst anfangen. Ja, ich bin mit Claus Ludwigen verlobt. Was sagst Du jetzt? Das möchte ich Dich wohl fragen. Er kam an demselben Tage zu mir herauf, als ich vor den Kandidaten hin und her spazieren mußte, und als er hörte, daß das gebrochene Bein genau so gerade als das gute sei, konnte er nicht länger zurückhalten, sagte er, sondern mußte fragen, ob ich des einsamen Staudes noch nicht überdrüssig sei, denn er wisse ja gut, daß ich dessen müde sei, da ich es ihm ja in meiner Schmerzenszeit gesagt habe. Und er gestand, daß er etwas im Kasten liegen habe, und daß er bei seinem Handel zurückgelegt habe, den er in der Jugend betrieben hatte.

Ich solle es so gut haben, denn er würde in der Hütte einen Laden errichten, der so gut dazu passe. Ja, liebe Tochter, so habe ich denn zum zweitenmale den wichtigsten Lebensschritt gemacht, was ich mir vor zwei Monaten nicht hätte träumen lassen. In einem Monat heiraten wir und jetzt arbeitet mein lieber Claus mit einem Mann zusammen am Bau des Ladens und hat im Krankenhaus gekündigt, was nie etwas für einen Mann wie er gewesen ist. Wir haben hier die Zukunft vor uns, sagt er, jeden Tag, denn neue Leute bauen sich hier auf dem Berge an, sagt er, und da hat er ganz recht. Aber Du kannst wohl glauben, daß Madam Karlsen in diesen Tagen grün und gelb vor Kummer ist, nachdem sie jetzt erfahren hat, welches Glück mir beschied ist, und deshalb verkriecht sie sich, wenn Claus und ich an ihrer Hütte vorübergehen, was wir oft thun, aber sie zeigt sich nie.

Lebe wohl, unvergeßliche Tochter. Bald bekommst Du wieder einen Brief, und er wird von der Hochzeit handeln, die mit einigen unsrer beiderseitigen Bekannten still abgehalten wird. Die Namen wirst Du in meinem nächsten Schreiben erfahren, da wir uns noch nicht darüber einig sind, wen wir bitten sollen.

Mein lieber Claus grüßt Dich und Deinen Mann und dasselbe thut Deine

teure Mutter.

Schreibe bald wieder.

Kleines Feuilleton.

bl. Das Letzte. Kalt und regenfeucht strich der Herbstwind um die Straheneden, trotzdem brannten ihr die Wangen wie Feuer. Sie ging sehr langsam. Ab und zu blieb sie ganz stehen, lehnte sich an die Häuser und stützte das Paket auf einen Mauervorsprung. Es wog auch gar zu schwer. Ihre Arme waren schon wie gelähmt vom Tragen. Sehnüchlich sah sie den vorübergehenden Strahenbahnwagen nach. Wenn sie nur wenigstens hätte fahren können, aber nicht einmal einen Groschen hatte er ihr gelassen — eigentlich war es eine Gemeinheit — nicht einmal einen Groschen, und wo er doch sah, daß der Mann krank lag und daß sie schon beinahe nichts mehr hatten, kann das liebe Leben. Daß sie nur darum die Schuld noch nicht bezahlt!

Die Nachbarin hatte recht gehabt, gar nicht gehen sollen hätte sie das Portemonnaie — aber was denn sonst? Den Spiegel abspänden lassen? Sie biß die Zähne zusammen und ging weiter. — Wie endlos der Weg war! Sie konnte sich kaum noch aufrecht halten.

Dann warf sie plötzlich den Kopf zurück: Ach nein, nur nicht den Mut verlieren. Wird ja alles schon wieder besser werden, wenn Karl erst gesund ist. Im übrigen fährt sie nachher nach Hause und nimmt ihm ein paar Weintrauben mit. Die sind nicht teuer, so viel läßt sich schon abknapsen von dem Gelde, das sie bekommt.

Das sie bekommt — sie sah auf das Paket. Was würde sie bekommen dafür? Gut war ja noch alles, sie hatte das Beste hervorgehakt, das einzige eigentlich, was noch zu versehen war, sechs Handtücher, vier Laten und ein Tischuch, die beiden Bettdecken hatte sie auch noch zugelegt. Gott, billige Ware war's ja nur, sie hatten es sich mit ihrer Hände Arbeit erworben, da kann man nicht viel anlegen, aber schließlich so alles zusammen, drei Mark würden schon noch herauskommen, vielleicht auch noch mehr.

Sie sah auf die Trottoirplatten, wie im Traum begann sie an den Steinen abzuzählen: „Drei, mehr — weniger, nichts.“ Die letzte Platte am Strahenübergang sagte: „weniger“, sie war aber nicht gewiß, ob sie die gesprungene Platte nicht hätte als eine ganze rechnen müssen, und so begann sie an der neuen Plattenreihe von vorn: „Drei, mehr, weniger, nichts.“ Diesmal traf der Stein auf: nichts. Ihre Zähne schlügen

zusammen. Ach mir das nicht! Damit konnten sie ja geradezu verhungern. Högernd stieg sie die breiten Treppen zum Leihhause empor. Es war voll in Saal, eine ganze Reihe wartete vor dem langen Ladentisch. Sie schloß sich ihr als letzte an. Schwer atmend legte sie das Palet vor sich hin, das Tragen wenigstens war überstanden. Hinter ihr tuschelten zwei Frauen, die auf der Bank saßen und auf ihre Pfandscheine warteten, sonst war alles still. Nur das Krigeln der Schreibfedern und die Stimme der Tagatoren unterbrach von Zeit zu Zeit das einschläfernde Schweigen. —

Es waren ihrer zwei, ein alter und ein junger. Der Junge prüfte die Kleidungsstücke, der Alte die Gold- und Silberfachen, manchmal rief er sich den jungen zu Hilfe, dann ließ der seine Leute stehen, lief nach dem Fenster, rieb das Schmutzstück noch einmal auf dem Speckstein und untersuchte und prüfte den Strich ganz genau. Er war kurz angebunden und fuhr die Leute an; nur das elegante weiblichduftende Fräulein, das einen ganzen Karton voller Ringe und Armbänder brachte, behandelte er devoter. Der Alte wollte ein Schmuckstück nicht nehmen, weil die Steine wertlos seien, und ihr fünf Mark weniger geben. Der Junge lachte ihr zu: „Sie holen sich's ja doch wieder, nicht wahr? Das Fräulein nicht: „Na selbstverständlich, schon am Ersten, ist ja nur, weil wir vorher noch ein Fest mitmachen und dazu so viele Ausgaben haben, sobald Papa sein Gehalt hat, hole ich alles wieder.“ Und so wurde der Ding genommen und sie erhielt ihre fünf Mark mehr.

Dafür bekam der kleine Junge im zerrissenen Röckchen einen derben Anranger. Er hatte sein Bündelchen in Zeitungspapier gewickelt. Der Beamte lachte: „Kannst Du das nicht ordentlich einpacken? So 'ne lichterliche Wirtschafft, einem so'n Plunderpaden zu bringen, ist ja einfach 'n Standal!“

Sie sah und hörte alles. Ihr Herz schlug. Nur noch der Schneider mit seinem großen Vollen Herrenzeug, dann kam an sie die Reihe. Herr im Himmel, jetzt stand sie schon bald dreiviertel Stunden hier, wenn sie doch nur erst Geld hätte!

„Na, nu man rasch, rasch, warum haben Se'n noch nicht ausgepackt?“

Mit zitternden Fingern löste sie das Bündel, der Beamte nahm jedes Stück einzeln, faltete es aneinander und hielt es gegen das Licht. Bei jedem schüttelte er mit dem Kopf, dann wies er auf eine Stelle in dem Tischstück, sie fuhr zusammen, ein Loch, kaum zu sehen, aber doch ein Loch. Er warf das Tuch libellamäßig beiseite: „Aee, das is ja nichts für uns. Ach, im Gotteswillen, an der Weltbede is ja 'n Ende Schmir ab. Was soll denn das hier sein?“

„Laken — sie bestie am ganzen Körper.“

„Laken? So!“ — Er lachte auf und breitete von neuem die einzelnen Stücke aus.

„So, das sollen Laken sein? — Das muß man aber auch erst dabei schreiben. Aus so'n Zeug Laken, da konnten Se ja man ebensovot Papier nehmen. Aee . . . da . . . packen Se man den Krummel wieder ein — der is zu wertlos. Wir haben doch hier keine Lumpenhandlung.“

Er schob ihr das Palet wieder zu; ein paar Stimmen in der Nähe lachten auf, sie hörte es nicht. Sie sah und hörte überhaupt nichts mehr. Sie stand und hielt sich an dem Tisch fest; in ihren Ohren gelstete und sumimte nur das eine Wort: „Zu wertlos, — ihr einziges Hab und Gut, das Letzte, — zu wertlos.“

Aus dem Tierleben.

— Schlangenjäger unter den Tieren. Verschiedene Tiere, wie unser Igel, der Mungo Indiens, das Schneemon Aggyptens, der Schlangensadler, der Sekretär und andre sollen gegen Schlangengift gefeit sein. Versuche mit unserm Igel haben auch gelehrt, daß er von dem Gift unser Kreuzotter verhältnismäßig viel vertragen kann, wenn er auch nicht völlig immun dagegen ist. Aufeinander ist diese Widerstandsfähigkeit gegen Schlangengift teils erblich, teils erworben. Ein Igel, der in der Gefangenschaft aufgewachsen ist oder der in einer Gegend im Freien lebte, wo Kreuzottern nicht vorkommen, wird gegen deren Biß weniger geschützt sein, als ein Igel, der in einer Kreuzotterengegend diese Tiere häufig jagte und auch verzehrte. Durch dieses Verzehren der giftigen Tiere kann nach Analogie ähnlicher Vorgänge sicher eine gewisse Widerstandsfähigkeit gegen das Schlangengift erworben und die natürliche Immunität dadurch verstärkt werden. Sehr interessant sind in dieser Hinsicht die Beobachtungen an den Mungos von Guadelup. Auf dieser Insel giebt es keine Giftschlangen. Ihre Mungos wurden vor 25 Jahren von den Barbados-Inseln eingeführt, deren Mungos wiederum aus Indien stammten; sie waren dahin gebracht worden, um dort die zahlreichen Ratten auszurotten. Die Mungos von Guadelup hatten also seit einem Vierteljahrhundert sicher keine giftigen Schlangen mehr gefressen; trotzdem haben sie aber nach den Versuchen Calmettes bis zum heutigen Tag eine beträchtliche Widerstandsfähigkeit gegen Schlangengift bewahrt. Weit überlegen darin sind ihnen jedoch ihre Stammesgenossen in Indien; um einen indischen Mungo mit dem Gifte der Brillenschlange zu töten, ist 10 bis 20 mal mehr Gift erforderlich, als bei einem Kaninchen von gleichem Gewicht. Der Mungo (*Herpestes mungo*), ein Tier, das zur Familie der Schleichen gehört, ist in der Wildheit vorwiegend Fleischfresser, in der Gefangenschaft muß es öfter auch mit Pflanzenkost vorlieb nehmen; nach den Versuchsergebnissen von Fraser verringert aber Pflanzenkost bei

einem Tier, das mehr Fleischnahrung gewohnt ist, die Widerstandsfähigkeit gegen Schlangengift. Elliott, ein indisch-englischer Arzt, hat bei seinen Versuchen über die Wirkung des Schlangengifts häufig Mungos mit Brillenschlangen kämpfen lassen und beschreibt einen solchen Kampf folgendermaßen. Wird ein wilder Mungo zu einer Brillenschlange in den Käfig gesetzt, so zeigt er nicht die geringste Unruhe und scheidet zunächst der Schlange gegenüber gar keine Aufmerksamkeit. Diese wird dagegen sofort lebendig und nimmt gleich eine Stellung ein, die erkennen läßt, daß sie gegen den Mungo sehr auf der Hut sein will; sie folgt unruhig jeder Bewegung des Mungo und zischt fast ununterbrochen. Beide Tiere scheinen zunächst keine Neigung zu haben, miteinander zu kämpfen, aber der Widerwille gegen den Kampf ist viel ausgeprägter bei der Brillenschlange, als bei dem Mungo. Trotz aller Ruhe beobachtet letzterer aufmerksam alle Bewegungen der Brillenschlange; er macht mit bewundernswürdiger Behendigkeit einen Seitensprung, wenn die Schlange nach ihm zu beißen sucht. Sobald der Mungo gemerkt hat, daß sich der Kampf mit der Schlange nicht mehr vermeiden läßt, weil keiner von beiden den Raum freiwillig verlassen kann, stellt er sich entschlossen zum Kampf; er nähert sich der Schlange langsam, immer sorgfältig des Gegners Kopf im Auge behaltend. Die Schlange schnell plötzlich auf den Vierfüßler zu, aber dieser springt schnell zurück, um dem Biße zu entgehen oder stößt ebenso plötzlich vor und hat im nächsten Augenblick den Kopf der Schlange zwischen den Zähnen. Die Schnelligkeit, mit der sich die einzelnen Gänge dieses Kampfs abspielen, ist, sagt Elliott, unglanblich für den, der nicht Zeuge davon gewesen ist. Der Mungo stürzt sich immer auf den Kopf der Brillenschlange, und sehr oft verbeißen sich die Kiefern der beiden Tiere. In diesem Falle sollte man meinen, müßte der Mungo gebissen werden, aber in der Mehrzahl der Fälle, die Elliott beobachtete, geschah das dennoch nicht. Manchmal wurden die Giftklauen der Schlange von den Zähnen des Mungo abgebrochen, manchmal öffneten letztere die Giftklauen der Schlange und setzten dadurch den ganzen Giftapparat außer Wirksamkeit. Zu Gunsten des Mungo kommt allerdings noch in Betracht, daß das Tier während eines solchen Kampfs das lange Haar sträubt; dadurch scheint seine wirkliche Größe verdoppelt; die Schlange müßte also in die Luft beißen, wenn sie mit ihrem Biß nach einer Stelle zielt, wo sie Körper vermutete, wo aber in Wirklichkeit bloß Haare waren. Im Allgemeinen, so meint Elliott, empfangt der Mungo bei einem solchen Kampfe, sei es durch Biße oder sei es durch Verschlucken, immerhin geringe Mengen des Giftes, wodurch seine Widerstandsfähigkeit gegen Schlangengift mehr und mehr wächst und schließlich überhaupt auf der Höhe gehalten wird, denn, wie schon erwähnt, verliert der Mungo, wenn er in Gegenden lebt, wo es keine Giftschlangen giebt, etwas von seiner Immunität.

Einen Teil des Schutzes muß man beim Mungo auch auf Kosten seiner großen Behendigkeit sehen. Wegen ihrer großen Gewandtheit bleiben nach Elliotts Beobachtungen auch andre Tiere, bei denen eine natürliche Widerstandsfähigkeit gegen Schlangengift gar nicht oder nur in sehr geringem Maße nachzuweisen ist, im Kampfe mit der Brillenschlange Sieger. Nach Elliotts Erfahrungen stürzen sich in Indien ein gut Teil der Hunde gern auf Schlangen und werden selbst der giftigsten Herr, einzig und allein durch ihre Hühlichkeit; auch kennt man eine große Zahl von Katzen, die in gleicher Weise Schlangen bewältigen. Ein englischer Ansiedler erzählte Elliott, daß sich eine seiner Katzen die Schlangenjagd förmlich angewöhnt habe. Die Katze lege sich sprunghaft vor die Schlange; sobald diese zubeiße, schlage die Katze mit einem Potenhieb den Kopf der Schlange zur Seite, und in dem Augenblick, wo die Schlange den Kopf niederlege oder sich erwidert zur Flucht wende, beiße sich die Katze fest, und mit ihren Anstrengungen, sich wieder frei zu machen, erschöpfe sich binnen kurzen die Schlange so, daß die Katze sie herum in Ruhe tothetzen könne. Auch von Vorkühnern und andern Hausgeflügel hörte Elliott erzählen, daß sie ebenfalls auf Brillenschlangen losgehen, doch hatte er zu eigener Beobachtung in dieser Hinsicht keine Gelegenheit. Durch eigene Versuche konnte er dagegen bestätigen, daß der indische Volksglaube, daß Schweine, die Schlangen verzehren, bis zu einem gewissen Grade gegen Schlangengift widerstandsfähig werden, berechtigt ist. — (Tägl. Absch.)

Humoristisches.

— Gute Auskunft. A.: „Nicht wahr, Sie, als Einheimischer, können mir gewiß die Verge ringsum nennen?“

Bauer, (der sich in seinem Leben nie um die Namen der Verge gekümmert hat): „Dees da drüben is der Hundstogel und die andern sind halt alle so Privatbergeln unmannd!“

— Schwere Aufgabe. Jagdherr: „Um 9 Uhr hat der Frieß zu beginnen. . . Haben Sie eine Uhr bei sich?“

Gehilfe: „Nein, gnädiger Herr!“

Jagdherr: „Am das macht nichts! Um 1/2 10 Uhr pfeist ja das Reibelhorn in der Fabrik unten im Dorfe, und eine halbe Stunde zuvor lassen Sie die Hund' aus!“

— Einzige Möglichkeit. Gast: „Warum spricht denn heute der Wirt kein Wort?“

Kellnerin: „Na wissen Sie, er hat sich vorgenommen, von jetzt an mit seinen Gästen höflich zu sein!“ — (H. W.)